



Sam Savage Firmin - Ein Rattenleben

Aus dem Amerikanischen von Susanne Aeckerle,
Marion Balkenhol und Hermann Gieselbusch mit
Katrin Fieber

216 Seiten, € 16,90

Ullstein Verlag

ISBN-13: 9783550-08742-4

Erscheint am 18. August 2008

ISBN: 978-3-550-08742-4

© 2006 by Sam Savage

© 2007 by Editorial Seix Barral. Av. Diagonal 662-664,
08034 Barcelona

© der deutschsprachigen Ausgabe
2008 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
Alle Rechte vorbehalten

Kapitel 1–5 wurden übersetzt von
Hermann Gieselbusch mit Katrin Fieber,

Kapitel 6–10 wurden übersetzt von Marion Balkenhol
und Kapitel 11–15 wurden übersetzt von Susanne Aeckerle
Gesetzt aus der Bembo

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindearbeiten: Bercker, Kevelaer

Printed in Germany

KAPITEL I

ICH HATTE MIR IMMER VORGESTELLT, dass meine Lebenserinnerungen, wenn ich sie jemals niederschreiben sollte, mit einem großartigen ersten Satz anfangen müssten: mit etwas Lyrischem wie Nabokovs »Lolita, Licht meines Lebens, Feuer meiner Lenden« oder, falls Lyrik nicht so mein Ding ist, vielleicht mit etwas Aphoristischem wie Tolstois »Alle glücklichen Familien ähneln einander; jede unglückliche Familie ist auf ihre eigene Weise unglücklich«. An solche Sätze erinnert man sich, wenn man alles andere in diesen Romanen schon längst vergessen hat. Den ersten Preis verdient meiner Meinung nach die Zeile, mit der Ford Madox Ford seinen berühmtesten Roman beginnt: »Dies ist die traurigste Geschichte, die ich je gehört habe.« Das habe ich bestimmt schon Dutzende von Malen gelesen, es haut mich aber immer wieder um. Ford Madox Ford war ein ganz Großer.

Seit ich um mein Debüt als Schriftsteller kämpfe, habe ich mit keiner Problemstellung so mannhaft – jawohl, das ist der richtige Ausdruck: *mannhaft* – gekämpft wie mit der Frage nach dem großartigen ersten

Satz. Ich dachte immer, wenn mir der gelingt, würde sich alles Weitere von selbst ergeben. Diesen ersten Satz stellte ich mir als eine Art Mutterschoß vor, in dem es vor ungeschriebenen Seiten nur so wimmelt, genialen Kleinodien, die ungeduldig das Licht der Welt erblicken wollen. Aus diesem Schoß würde die ganze Erzählung sozusagen hervorquellen. Kompletter Unsinn! Das Gegenteil ist richtig. Und das liegt nicht etwa daran, dass es keine großartigen ersten Sätze gibt. Lassen Sie sich zum Beispiel folgenden auf der Zunge zergehen: »Als das Telefon um drei Uhr nachts klingelte, wusste Morris Monk, noch bevor er den Hörer abnahm, dass der Anruf von einer Dame kam, und er wusste außerdem: Damen bedeuteten Probleme.« Oder diesen: »Unmittelbar bevor er von Gamels sadistischen Soldaten in Stücke gehauen wurde, überkam Colonel Benchley die Vision des kleinen weißen Hauses in Shropshire mit Mrs Benchley im Eingang und mit den Kindern.« Oder diesen: »Paris, London, Dschibuti, das kam ihm jetzt alles unwirklich vor, als er wieder vor den Überbleibseln eines Thanksgiving-Essens saß neben seiner Mutter, seinem Vater und diesem Blödmann Charles.« Sätze wie diese machen auf jeden Fall Eindruck. Sie sind so bedeutungsschwanger, ja, ich möchte sagen, so bedeutungsgeladen, dass sie schier platzen vor ganzen ungeschriebenen Kapiteln – noch ungeschrieben, aber doch vorhanden, schon da!

Leider, leider waren sie in Wirklichkeit nichts als Seifenblasen, Trugbilder allesamt. Jeder dieser wundervollen, vielversprechenden Sätze war wie ein Geschenk in den Händen eines neugierigen Kindes, in der

Schachtel bloß Schotter und Schmutz, doch wie verführerisch das rasselte! Das Kind denkt: Bonbons! Ich dachte, es sei Literatur. All diese Sätze – und noch viele, viele mehr – stellten sich keineswegs als Sprungbrett in den großen, ungeschriebenen Roman heraus, sondern als unüberwindliche Barriere. Sie waren einfach *zu gut*. Ich könnte ihnen niemals gerecht werden. Einige Autoren erreichen nie wieder das Niveau ihres ersten Romans. Ich konnte nie das Niveau meiner großartigen ersten Sätze halten. Und nun schauen Sie mich an. Wie habe ich das hier angefangen, mein Hauptwerk, mein Opus magnum? »Ich hatte mir immer vorgestellt, dass meine Lebenserinnerungen, wenn ich sie jemals niederschreiben sollte ...« »Wenn ich ... jemals ... sollte« – du liebe Güte! Ein klarer Fall von hoffnungslos. Sofort streichen!

Dies ist die traurigste Geschichte, die ich je gehört habe. Sie fängt wie alle wahren Geschichten irgendwo an. Die Suche nach ihrem Anfang kommt dem Versuch gleich, die Quelle eines Flusses zu entdecken. Monate lang paddelst du unter sengender Sonne stromaufwärts, links und rechts ragen triefnasse Urwaldwände empor, durchweichte Landkarten lösen sich in deinen Händen auf. Falsche Hoffnungen, dichte Schwärme stechender und beißender Insekten sowie die Kapriolen deines Gedächtnisses machen dich fast wahnsinnig, und was hast du am Ende erreicht? Was ist die ultima Thule deiner ganzen lachhaften Entdeckungsreise? Ein Sumpfloch im Urwald, mehr nicht. Oder auf eine Geschichte übertragen: eine vollkommen belanglose Äußerung

oder Handlung. Trotzdem, irgendwo an einer mehr oder weniger willkürlich ausgesuchten Stelle zwischen dem Sumpfloch und dem Meer sticht der Kartograf seinen Kompass ins Blatt, und genau da entspringt nun der Amazonas.

Bei mir, dem Seelenkartografen, ist es genauso, wenn ich mich auf die Suche nach dem Anfang meiner Biografie mache. Also schließe ich die Augen und steche irgendwo hin. Ich mache die Augen wieder auf und erkenne einen flüchtigen Moment, durchbohrt von meiner Kompassnadel: »13. April 1961, 15:17 Uhr«. Ich kneife die Augen zusammen und stelle sie scharf. Zitternadel, wo zeigst du hin, wo ist das Kerlchen ohne Kinn? Und schon erscheine ich auf der Bildfläche – ich, wie ich früher mal ausgesehen habe. Zaghafte spähe ich über die Kante eines Balkons, man erkennt nur meine Nasenspitze und ein Auge. Dieser Balkon war ein günstiger Posten für einen Beobachter, einen heimlichen wie mich. Von da oben konnte ich den gesamten Laden überblicken, ohne dass mich jemand von unten hätte entdecken können. An dem Tag war der Laden voll, es waren mehr Kunden da als gewöhnlich an Werktagen, ihr Gemurmel erfüllte angenehm den Raum. Es war ein schöner Nachmittag im Frühling, und einige der Leute da unten waren vermutlich ein bisschen bummeln gegangen mit etwas Zeit und ohne Ziel, als ihre Aufmerksamkeit von einem großformatigen, handgemalten Plakat im Schaufenster des Ladens angezogen wurde: 30% RABATT AUF JEDEN EINKAUF ÜBER 20 DOLLAR. Damals verstand ich davon noch nichts, ich meine da-

von, was diese Kunden in den Laden gelockt hatte, weil ich ja vom Tauschwert des Geldes noch nichts wusste. Überhaupt brauchen der Balkon, der Laden, die Kundschaft, ja, sogar der Frühling so viele Erklärungen und Exkurse, dass darunter der Erzählfluss leiden würde, den ich mir lieber rasant vorstelle. Ich bin offensichtlich zu weit gegangen – in meiner Begeisterung, die ganze Geschichte in Gang zu setzen, bin ich über das Ziel hinausgeschossen. Wir wissen vielleicht nie, wann und wo eine Geschichte anfängt, aber manchmal können wir doch sagen, wo sie mit Sicherheit nicht beginnt, da nämlich, wo der Wasserlauf bereits Fluss ist.

Ich schließe die Augen und steche wieder irgendwo hin. Wieder zittert die Kompassnadel. Ich entfalte den flüchtigen Augenblick und stecke vorsichtig dessen Flügel auf dem Tisch fest: »9. November 1960, 1:42 Uhr«. Es war nasskalt auf dem Scollay Square in Boston, und die arme unerfahrene Flo – die ich schon bald Mam nennen würde – hatte in der Cornhill im Keller eines Ladens Unterschlupf gefunden. In Todesangst hatte sie es fertiggebracht, sich in den äußersten Winkel eines breiten Spalts zwischen einem Metallrohr und der Betonmauer zu quetschen, wo sie nun zusammengekauert hockte und vor Furcht und Kälte zitterte. Von der höher gelegenen Straße her konnte sie hören, wie Geschrei und Gelächter über den Scollay Square hinweghallte. Diesmal hätten die sie fast erwischt – fünf Burschen in Matrosenanzügen, die herumtrampelten, kickten und brüllten wie die Verrückten. Sie war im Zickzack erst hierhin geflitzt, dann dorthin, um die

Kerle zu täuschen, und in der Hoffnung, dass sie sich gegenseitig umrennen würden. Aber dann war eine blank geputzte Schuhspitze gegen ihre Rippen geknallt und hatte sie quer über den Gehweg durch die Luft geschleudert.

Wie sie sich retten konnte?

So, wie wir uns alle immer retten. Durch ein Wunder: Dunkelheit, Regen, eine angelehnte Haustür oder der verknackste Fuß eines Verfolgers. *Verfolgen und Entkommen in Amerikas Städten*. In wilder Panik hatte sie es fertiggebracht, sich irgendwie um das gebogene Metallring herumzuschlingeln und dahinter zu verstecken, wo sie nur ein schwacher Lichtschimmer aus dem Keller erreichte. Und da blieb sie nun lange sitzen, ohne sich zu rühren. Um den Schmerz an den Rippen zu lindern, schloss sie die Augen und konzentrierte ihre Gedanken auf die köstliche Wärme, die langsam ihren ganzen Körper durchflutete. Das Metallring strahlte eine wohlige Wärme aus. Seine emaillierte Glätte fühlte sich weich an, sie schmiegte ihren zitternden Körper daran. Vielleicht schlief sie ein. Ich bin mir sogar sicher: Sie schlief dort und wachte erfrischt auf.

Nicht lange, und sie wird sich voller Angst und Bangen aus ihrer Höhle hervorgewagt und in den Kellerraum hineingetraut haben. Eine schwach summende Neonröhre hing da an zwei verdrehten Kabeln unter der Decke und tauchte ihre ganze Umgebung in ein bläuliches Flimmern. Sagte ich »ihre Umgebung«? Dass ich nicht lache. *Meine Umgebung!* Denn rings um sie herum, wohin sie auch blickte, gab es nichts als

Bücher. An jeder Wand standen bis unter die Decke reichende unlackierte Holzregale, vollgestellt mit Büchern, Reihe um Reihe. In der Mitte verlief ein etwa brusthoher Raumteiler, auf beiden Seiten ebenfalls vollgestopfte Regale. Bücher meist größeren Formats lagen quer über die Buchreihen gequetscht. Andere wuchsen in zickuratartigen Stufentürmen aus dem Boden oder lagen in wackligen Stapeln oder rutschenden Haufen oben auf dem Raumteiler. Dieser warme, muffige Ort, an dem sie Zuflucht gefunden hatte, war ein Büchermausoleum, ein Museum vergessener Kostbarkeiten, ein Friedhof der Ungelesenen und der Unlesbaren. Alte Schwarten mit Ledereinband, aufgeplatzt und angeschimmelt, standen Rücken an Rücken zwischen Ramschware neueren Datums, bei der die vergilbten Seiten an den Rändern schon braun und brüchig wurden. Da gab es satteltaschenweise Wildwestromane von Zane Grey, kistenweise düstere Predigtsammlungen, veraltete Lexika, Memoiren aus dem Ersten Weltkrieg, Streitschriften gegen den New Deal, Ratgeber für die Moderne Frau. Aber Flo hatte natürlich keine Ahnung, dass das, was sie da vor sich sah, Bücher waren. *Abenteuer auf dem Planeten Erde*. Ich male mir gern aus, wie sie auf diese befremdliche Landschaft blickt – ihr liebes, abgespanntes Gesicht, ihre stämmige, nein: ihre rundliche Figur, ihre glitzernden, verschreckten Augen und die entzückende Art, wie sie ihre Nase rümpft. Manchmal lege ich ihr einfach nur so ein kleines blaues Tuch um und knote es unter dem Kinn zusammen – ein bezaubernder Anblick. Meine Mam!

An einer Wand entdeckte sie weit oben zwei kleine Fenster. Die Scheiben waren rußgeschwärzt, man konnte kaum hindurchschauen. Draußen herrschte noch dunkle Nacht, so viel konnte sie immerhin erkennen. Ferner konnte sie hören, wie der Straßenverkehr lebhafter wurde. Aus langer Erfahrung wusste sie, dass nun ein neuer Arbeitstag anbrach. Oben würde der Laden aufgemacht, vielleicht würden Menschen über die steile Holzterrasse in den Keller kommen. Menschen treppab, womöglich auch noch Männer mit ihren großen Füßen, Riesenschuhen! *Bums!* Sie musste sich beeilen, und zwar – das soll nun doch einmal verraten werden – nicht nur, weil sie nicht scharf darauf war, noch einmal den Seeleuten zu begegnen, einen Fußtritt zu kassieren oder noch weit Schlimmeres. Nein, sie musste sich vor allem beeilen wegen der Riesensache, die in ihrem Inneren vorging. Nun ja, streng genommen handelte es sich nicht um eine Sache, obwohl sie tatsächlich etwas in sich trug (gleich dreizehnfach), sondern eher um ein Geschehen, welches die Menschen mit ihrem kolossalen Sinn für Humor »freudiges Ereignis« nennen. Ein solches freudiges Ereignis stand fraglos unmittelbar bevor. Die Frage ist nur, wessen freudiges Ereignis es war. Ihres? Oder meins? Fast mein ganzes Leben habe ich freudige Ereignisse im Leben anderer erwartet, nur nicht in meinem. Aber lassen wir mich mal aus dem Spiel – wenn das nur ginge! – und kommen zurück auf das Geschehen da unten im Keller: Das besagte freudige Ereignis stand also unmittelbar bevor. Jetzt blieb abzuwarten, wie Flo (oder Mam) damit umgehen würde.

Dann will ich Ihnen also mal erzählen, wie sie damit umgegangen ist.

Sie ging zu dem Regal, das direkt neben ihrer kleinen Höhle hinter dem warmen Metallding stand, und zog das größte Buch, auf das sie ihre Pfoten legen konnte, zu sich herunter. Sie schlug es auf, stemmte sich fest in eine Seite und zerriss sie mit ihren Zähnen, machte Konfetti daraus. Mit der nächsten Seite verfuhr sie genauso und auch noch mit einer dritten. An dieser Stelle, merke ich, kommen Zweifel auf. Ich höre Sie schon fragen, woher ich denn weiß, dass sie das *größte* Buch genommen hat. Wie Jeeves zu sagen beliebt: Das ist eine Frage der individuellen Psychologie. Das Individuum, um das es hier geht, ist Flo, meine künftige Mutter. »Rundlich« war eine wohl eher freundliche Beschreibung. Sie war nämlich aasig fett und von der alltäglichen Mühsal, ihre Fettmassen mit Nachschub zu versorgen, schrecklich genervt. Genervt und verfressen. Angetrieben vom millionenstimmigen Hungergeschrei schmachtender Zellen, musste sie immer und überall die dicksten Brocken an sich reißen, auch wenn sie schon zum Platzen voll war und nur noch Ränder anknabbern konnte. Womit das Ganze für alle anderen natürlich verdorben war. Also ist klar, warum sie auf das größte Buch losging.

Hin und wieder stelle ich mir vor, dass während der ersten Augenblicke in meinem Kampf ums Dasein, begleitet von einem Triumphmarsch, *Moby Dick* zu Konfetti zerfetzt wurde. Das würde meine angeborene Abenteuerlust erklären. An Tagen, an denen ich mich wie ein echter Außenseiter und Freak fühle, suche ich

die Schuld bei *Don Quijote*. Hören Sie sich das mal an: »Schließlich versenkte er sich so tief in seine Ritterromane, dass ihm die Nächte vom Zwielicht bis zum Zwielicht und die Tage von der Dämmerung bis zur Dämmerung über dem Lesen hingingen; und so, vom wenigen Schlafen und vom vielen Lesen, trocknete ihm das Hirn so aus, dass er zuletzt den Verstand verlor. Zuletzt, da er mit seinem Verstand völlig zu Ende gegangen, verfiel er auf den seltsamsten Gedanken, auf den jemals in der Welt ein Narr verfallen; nämlich es deuchte ihm angemessen und notwendig, sowohl zur Mehrung seiner Ehre als auch zum Dienste des Gemeinwesens, sich zum fahrenden Ritter zu machen.« So steht er vor uns, der Ritter von der traurigen Gestalt: töricht, eigensinnig, ein Narr, naiv bis zur Blindheit, idealistisch bis zur Grotteske – und wer soll das sein, wenn nicht ich? Ich war schon immer, und das ist die Wahrheit, ein Spinner. Allerdings greife ich keine Windmühlen an. Ich mache etwas noch Verrückteres: Ich *träume* vom Kampf gegen Windmühlen, ich *sehne* mich nach der Attacke auf Windmühlen, und manchmal *bilde ich mir ein*, ich hätte gegen Windmühlen losgeschlagen. Und was ist am Ende daran so anders? Ein hoffnungsloser Fall ist ein hoffnungsloser Fall. Doch will ich darauf jetzt nicht herumreiten. Das kommt später.

Mam hatte einen gewaltigen Haufen Papierschnipsel produziert, den schob und schaufelte sie nun mit aller Kraft in diese kleine dunkle Höhle, die sie gefunden hatte. Hier dürfen wir uns nun keinesfalls durch die leidige Kakophonie ihres fettleibigen Ächzens und Stöhnens so stark ablenken lassen, dass wir die alles

entscheidende Frage aus dem Auge verlieren: Woher stammte denn all das Papier? Wessen zerhackte Wörter und zerrissene Sätze hatte Mam zu einer undefinierbaren Masse verquirlt, die kurz darauf mein Geworfensein ins Sein etwas abfedern sollte? Ich strenge meine Augen an, um etwas zu erkennen. Da, wo sie das Papier hingeschoben hat, ist es arg dunkel. Eifrig trampelt sie es in der Mitte fest und häuft es an den Rändern auf, was ich nur mitbekomme, weil ich mich aus dem Zeitfenster hinauslehne, in dem meine Geburt sich vollzieht. Aus großer Höhe schaue ich hinunter und lasse meine Vorstellungskraft zu einer Art Fernrohr werden. Ich glaube, ich seh's. Ja, jetzt kann ich es erkennen. Die gute Flo hat aus *Finnegans Wake* Konfetti gemacht. Joyce war ein Großer, vielleicht der Größte. Ich wurde jedenfalls geboren, gebettet und gestillt auf dem ungelesenen Meisterwerk der Weltliteratur.

Ich komme aus einer großen Familie, wir waren dreizehn Geschwister. Bald kämpften wir alle um die zwölf Zitzen: Sweeny, Chucky, Luweena, Feenie, Mutt, Peewee, Shunt, Pudding, Elvis, Elvina, Humphrey, Honeychild und Firmin (das bin ich, die Nummer dreizehn). Ich kann mich an alle nur zu gut erinnern. Sie waren Monster. Blind und nackt, besonders nackt, strotzten ihre Leiber vor Sehnen und Muskeln, jedenfalls kam es mir damals so vor. Nur ich wurde mit vollständig geöffneten Augen geboren und mit einem schlichten Haarkleid aus weichem grauem Pelz. Abgesehen davon war ich schwächlich. Und glauben Sie mir: Schwächlich ist schrecklich, vor allem wenn man klein ist.

Denn diese Eigenschaft wirkte sich extrem nachteilig auf meine Fähigkeit aus, erfolgreich an der Fütterungsprozedur teilzunehmen. Die lief etwa folgendermaßen ab: Wo immer sie gewesen sein mochte, Mam stürzt nach Hause in den Keller, übel gelaunt wie gewöhnlich. Unter Jammern und Klagen, als hätte sie eine Heldentat zu vollbringen, die keine andere Mutter auf Erden sich ausdenken, geschweige denn zu leisten vermochte, plumpst sie ins Bett und schläft sofort ein – mit offenem Mund, schnarchend, bekommt sie nichts mit von dem Chaos, das auf der Stelle losbricht. Kratzen, Schubsen, Beißen, Kreischen, damit raufen wir dreizehn uns alle gleichzeitig um die zwölf Zitzen. *Milch und Manie*. Nach diesem wilden Zizzicato blieb fast jedes Mal am Schluss ich übrig. Manchmal nenne ich mich selbst »das Überbleibsel«. Es so zu sehen tut mir gut, finde ich. Und selbst wenn ich es ausnahmsweise einmal schaffte, als Erster dranzukommen, wurde ich sehr schnell von einem meiner robusteren Geschwister beiseitegeräumt. Dass ich meine Familie lebend überstanden habe, ist ein Wunder. Tatsächlich verdanke ich mein Überleben fast ausschließlich Essensresten. Und noch heute spüre ich bei dem Gedanken an damals mit Grauen, wie mir die Zitze aus dem Mund flutscht, während ich an den Hinterbeinen weggezerrt werde. Die Leute beschreiben Verzweiflung als ein hohles Gefühl im Bauch, als Schüttelfrost oder Übelkeit, für mich bleibt sie immer verbunden mit dem Gefühl des Wegflutschens aus meinem Mund.

Aber was höre ich da? Ein Schweigen, ein *peinliches* Schweigen. Sie reiben sich das Kinn und denken: »Da-

mit ist also alles erklärt. Dieser Typ hat sein ganzes sinnloses Leben damit zugebracht, nach der dreizehnten Zitze zu suchen.« Was soll ich dazu sagen? Soll ich mich reuig in den Staub werfen und um Gnade flehen? Oder soll ich mich dagegen auflehnen und schreien: »Das ist *alles*? Ist das wirklich *alles*?«

KAPITEL 2

JEDEN ABEND LIESS UNS MAM allein zu Hause und schlich sich hinaus auf den Platz, »nach oben«, wie wir es nannten, um für Nachschub zu sorgen. Diese Gegend war damals perfekt für die Futtersuche. Zu später Stunde, wenn die Bars und Striplokale dichtgemacht hatten, ließen die meisten Passanten ihre Abfälle einfach auf den Bürgersteig fallen. Papiertüten, zerknüllte Bierdosen, Zigarettenpackungen, Erbrochenes, aber auch allerhand nahrhaftes Zeug, manchmal ganze Mahlzeiten, unangetastet. Außerdem hatte es die Bostoner Stadtverwaltung auf das Pack im Viertel abgesehen, damals so ziemlich alle, die dort lebten, und stellte die Straßenreinigung ein, um die Unerwünschten zu schikanieren. Überall lag Essbares herum, und die Menschen mussten aufpassen, wo sie hintraten.

Mam ließ uns eine halbe Ewigkeit allein, und wir tobten im Dunkeln herum, obwohl wir absolut leise sein sollten, wir waren ja keine legalen Mieter. Genau genommen waren wir Hausbesetzer, obwohl klar erkennbar die ganze Chose, der Buchladen, die Striplokale und selbst die Mülltonnen, direkt auf den Un-

tergang zusteuerte und wir als Trittbrettfahrer gleich mit. Vielleicht wäre der beste Ausdruck für uns *blinde Passagiere* gewesen. Aber davon ahnten wir noch nichts, ich meine: von der Reise in den Untergang. In dem Alter glaubt man, alles bleibt, wie es ist.

Nach endlosen Stunden, so schien es uns, als wir schon am Verhungern waren, hörten wir sie endlich nach Hause kommen. *Uns* hatte sie eingeschärft, absolut still zu sein, und was machte Mam? Die rumste und polterte die Treppe herunter.

Ich will nicht lange drum herumreden: Mam war so etwas wie eine Schnapsdrossel. Deswegen – und wegen ihres gewaltigen Leibesumfangs – hatte sie Probleme beim Heruntersteigen. Zu jener Zeit konnte man in unserer Wohngegend auf dem Gehweg überall Alkoholpfützen auflecken, und Flo tat sich keinen Zwang an, auf dem Pfad der Tugend zu bleiben. Das gehörte nun mal zu ihr, und das gehörte zu der Gegend, in der wir wohnten. Also hatte sie immer ganz schön getankt, wenn sie endlich nach Hause torkelte, wodurch sich wahrscheinlich erklärt, wieso sie mitten im tollsten Gedrängel und Gequengel auf der Stelle einschlafen konnte. Augen zu und losschnarchen, typisch Mam. Viele Leute haben Eltern, die trinken, das ist nichts Besonderes. Im Nachhinein kann ich jedoch erkennen, dass dies in meinem Fall ein großes Glück war und mir wahrscheinlich das Leben gerettet hat. *Alkoholismus als Hoffnungsschimmer: Geschichte einer Kindheit*. Wenn sie von ihren Streifzügen da oben nach Hause wankte, hatte sie gewöhnlich so viel von dem Gesöffintus, dass ihre Milch einem zu Kopfe stieg. Allerdings

nicht meinem. Denn ich stand wie immer im Abseits und musste am Daumen lutschen, während alle anderen das süffige Zeug, das Mam mitgebracht hatte, in vollen Zügen schlürften und schluckten, Zeug, das bei offener Flamme Feuer gefangen hätte. Doch am Ende hatte der Alkohol auf meine Brüder und Schwestern dieselbe Wirkung wie auf unsere Mam: Einer nach dem anderen nickten sie ein, die Zitzen schlüpfen eine nach der anderen aus ihren kleinen rosa Mäulern. Wenn es so weit war, hatte sich der Alkohol in Flos Blut natürlich längst verflüchtigt, und ihre Muttermilch floss wieder sauber und rein. Ich brauchte also nur über die Reihen schlafender kleiner Säuglinge hinwegzukriechen und konnte dann in aller Ruhe von Zitze zu Zitze gehen und aus jeder die letzten köstlichen Tropfen herausaugen. Genug war es nie. Aber es reichte, um mich am Leben zu halten, wenn auch nur knapp.

Ich muss mich nicht mehr aus dem Zeitfenster meiner Geburt hinauslehnen, um Mam nahe zu sein. Jetzt liege ich rücklings auf dem Konfetti, niedliche rosa Füßchen strampeln über mir, und dabei schaue ich zu ihrem massigen Mutterleib. Das tat ich viele Male. Doch das Bild, das mir von Mam blieb, bietet außer ihrer Massigkeit nicht viel mehr, nur etwas Konturloses, Verschwommenes. Ich reiße die Augen auf, ich lege mein Fernrohr an, stelle es scharf – und sehe so gut wie nichts. Wenn ich an Mam denke, kommt mir nichts in den Sinn als ein paar *Wörter*. Ich konzentriere mich so stark, dass ich fast ohnmächtig werde, und trotzdem ist da nicht mehr als ein unförmiges Etwas

und die Wörter *nicht genug Zitzen* – und dazu ein dicker Mief aus Sägemehl und Bier wie in einer Kneipe.

Es war mir nicht vergönnt, in der sogenannten realen Welt viel herumzukommen, aber im Geiste bin ich doch sehr viel auf Reisen gewesen, habe meine Gedanken hierhin und dahin gelenkt. Auf einer solchen »Reise« begegnete ich irgendwann in einer Bar einem Mann, der mir davon erzählte, was er als kleiner Junge Ende des Krieges, gemeint war Ende des Zweiten Weltkrieges, in Berlin erlebt hatte. Nach der Bombardierung lag die ganze Stadt in Schutt und Asche, es sah dort also genauso aus wie am Scollay Square etwas später in meiner Geschichte. Es war Winter, es war eisig, und es gab nichts zu essen. In dem Trümmerhaus, in dem er lebte, war es dunkel und kalt, weshalb dieser kleine Junge die meiste Zeit draußen auf dem Trottoir an einer Mauer hockte, die etwas Sonne abbekam und ein bisschen Wärme spendete. Stundenlang saß er da, jeden Tag, und träumte vom Essen. In der Straße vor seinem Haus klaffte ein großer Bombentrichter. Den hatte man zugeschüttet, aber ein tiefes Schlagloch war geblieben. Eines Tages fuhr ein mit Kohlen beladener Laster diese Straße entlang. Der Fahrer hatte das Loch nicht rechtzeitig gesehen, und, *rumms!*, krachte er mitten rein. Der Laster machte einen gewaltigen Satz und verlor eine Menge Kohlen. Angehalten hat der Fahrer aber nicht, sondern war weitergebraust und dann abgebogen. Für einen Augenblick lag die Straße still in der Sonne, übersät mit Kohlen. Ein kleines Stück war dem Jungen direkt vor die Füße gekullert. Sekunden

später flogen wie auf Befehl überall die Türen auf, und die Bewohner, überwiegend Frauen, kamen auf die Straße gerannt. Starr vor Staunen, sah der kleine Junge, wie alle sofort nach den Kohlenstücken grapschten, sie in ihre Schürzen und Körbe taten und sich darum zankten. Er setzte einen Fuß auf das Bröckchen vor ihm, und später, als alle Leute sich wieder nach drinnen verzogen hatten, steckte er es in seine Tasche. Aus dem Verhalten der Frauen schloss er, dass es sich um etwas sehr Wertvolles handeln musste, obwohl er keine Ahnung hatte, was es war. Er verzog sich hinter eine Ecke, nahm das Ding aus der Tasche und schob es sich in den Mund.

Bei Hungersnöten in Afrika essen darbenende Kinder auch Erde. Wenn man richtig ausgehungert ist, steckt man sich alles in den Mund. Das Kauen und Runterschlucken von irgendetwas ist an sich, auch wenn es keinerlei Nährwert hat, Nahrung fürs Träumen. Und Träume von Nahrung sind wie andere Träume – man kann davon leben, bis man stirbt.

Im Keller des Buchladens, wo wir wohnten, gab es keine Kohlen und keine Erde. Was es gab, und zwar reichlich, war Staub. Aber Staub kann man nicht essen. Der klebt am Gaumen fest, man kann ihn nicht schlucken. Papier hingegen, das begriff ich schnell, hat eine ausgezeichnete Konsistenz und manchmal auch einen annehmbaren Geschmack. Man kann auf einem Klumpen stundenlang herumkauen, wie auf Kaugummi. Beiseitegeschubst von meinen kraftstrotzenden Geschwistern, vertrieb ich mir die Zeit damit, die quälende Leere in meinem Bauch mit üppigsten imaginären

Mahlzeiten zu füllen. Ich fing damit an, das Konfetti unter mir zu kauen.

Auch wenn ich gerade erst meine Babyzeit hinter mir hatte, dieser Augenblick war der Anfang von meinem Ende. Wie so oft bei kleinen unschuldigen Freuden wurde das Papierkauen für mich bald zu einer Gewohnheit mit ihren spezifischen Zwängen, dann zu einer Sucht, zu einer tödlichen Gier, deren Befriedigung mit solchen Wonnegefühlen verbunden war, dass ich oft die erste freie Zitze ausließ. Stattdessen stand ich da und kaute, bis der Klumpen in meinem Mund eine leckere Paste geworden war, die ich mit der Zunge gegen den Gaumen drücken oder in reizvolle Formen bringen konnte, ehe ich alles genüsslich hinunterschluckte. Leider hinterließ das zerkaute Papier im Mund und auf der Zunge einen klebrigen Belag, der sehr hartnäckig war, so dass ich stundenlang unangenehm vor mich hin schmatzte.

Klein fing ich an, naschte hier ein bisschen und da ein bisschen, aber im Handumdrehen war ich nicht mehr zu bremsen und hatte in wenigen Tagen so viel vom gemeinsamen Lager weggefuttert, dass bereits an einigen Stellen der nackte Betonboden durchschaute. Das sorgte dauernd für Spannungen zwischen mir und den anderen und trug mir sogar allerhand Prügel ein, konnte mich aber nicht davon abbringen. Ich kann sehr willensstark sein, wenn ich mir etwas in den Kopf gesetzt habe.

Zu guter Letzt musste Mam, um der Streiterei ein Ende zu setzen, sich aufrufen und noch ein paar Seiten aus dem Großen Buch herbeischleppen. Wir waren

inzwischen schon recht weit entwickelt und konnten uns an der Zerreißparty beteiligen. Fiepend vor Freude, veranstalteten wir ein ausgelassenes Reißen und Rupfen. Nichts erzeugt so zuverlässig ein Gefühl der Zusammengehörigkeit wie gemeinsam angerichtete Zerstörung. Damals, in dem wüsten Durcheinander, fühlten wir uns ein paar Minuten lang wirklich wie eine große glückliche Familie. Wenn man mich nach meiner Kindheit fragt, erzähle ich jedes Mal diese Geschichte, nur um zu zeigen, wie normal wir waren.

Es versteht sich, dass die Nachlieferung von so viel frischem Papier, auf das noch niemand geknökt oder gepinkelt hatte, keineswegs dazu beitrug, meinen Appetit zu zügeln. Ich muss ganze Kapitel verfrühstückt haben, bis ich groß genug war, auf meinen wackligen vieren aus unserem dunklen Versteck in den flimmernenden Raum aufzubrechen. Diese durchgekauten Seiten, davon bin ich überzeugt, waren die Ernährungsgrundlage, vielleicht sogar die eigentliche Ursache für das, was ich in aller Bescheidenheit als meine außergewöhnliche geistige Entwicklung bezeichnen möchte. Man stelle sich vor: eine Weltgeschichte in vier Teilen, Philosophie, Psychoanalyse, Linguistik, Astronomie, Astrologie, Hunderte von Flüssen, Schlager, die Bibel, der Koran, die Bhagavad Gita, das Tibetanische Totenbuch, die Französische Revolution, Hunderte von Insekten, Verkehrszeichen, Werbeanzeigen, Kant, Hegel, Swedenborg, Comicstrips, Wiegenlieder, London und Saloniki, Sodom und Gomorrha, Literaturgeschichte, Geschichte Irlands, Anklageschriften abscheulicher Gräueltaten, Bekenntnisse, Geständnisse, Apologien,

Tausende Wortspiele, Dutzende Sprachen, Rezepte, schweinische Witze, Krankheiten, Kindsgeburten, Hinrichtungen – all dies und noch viel mehr habe ich mir einverleibt, hab's verschlungen, muss ich zugeben, noch ehe ich reif dafür war. Ich trage in mir, förmlich in den Eingeweiden, die lebhaftere Erinnerung an meine frühe Kindheit, wie ich da zusammengerollt in einer dunklen Ecke auf einer Schicht aus Papierfetzen liege (meinen künftigen Mahlzeiten), wie ich meinen grotesk aufgedunsenen Bauch umklammere und vor Schmerzen stöhne. Oh diese Schmerzen, diese lang gezogenen, sich steigernden Krämpfe, die sich bohrend und stechend durch meinen erschauernden Verdauungstrakt fortpflanzen. Noch heute wundere ich mich, dass diese regelmäßig durchlittene Agonie mich nicht vom Papierkauen Abstand nehmen ließ. Das tat sie natürlich nicht. Ich brauchte nur das Nachlassen der Schmerzen abzuwarten, und schon fing ich wieder damit an, und oft konnte ich mich nicht einmal so lange beherrschen.

Wird da gelacht? Ich nehme an, für Sie ist das ein gewöhnlicher Fall von Abhängigkeit oder Sie erkennen womöglich die traurigen Symptome einer klassischen Zwangskrankheit, womit Sie zweifellos recht haben. Doch die Diagnose Sucht greift zu kurz, sie reicht nicht weit genug, um diesen Hunger zu beschreiben. Ich würde ihn gern *Liebe* nennen. Unausgereift vielleicht oder sogar pervertiert, eindeutig unerwidert, aber auf jeden Fall Liebe. Hier stoßen wir auf den noch klebrigen Keim jener Leidenschaft, die mein Leben beherrschte, manche würden sagen: ruinierte, und ich würde das

nicht einmal abstreiten. Wäre ich nicht so kindlich-naiv gewesen, hätte ich die qualvollen Bauchschmerzen als Folge dieser Leidenschaft erkennen können und als ominöse Vorboten der endlosen Leiden, die offenbar immer mit Liebe einhergehen.

Jeden Tag die gleiche Kost – in meinem Fall sogar pausenlos, wenn man das Herumkauen auf dem klebrigen Belag nach den Mahlzeiten hinzurechnet –, da verliert selbst das leckerste Essen irgendwann seinen Reiz. Ich schäme mich, es zuzugeben, aber mit der Zeit büßte das Große Buch viel von seinem Zauber ein, wurde fader und fader, zunehmend geschmacklos, eintönig, kaum besser als Pappe. Ich musste meine Ernährung umstellen. Und: Ich hatte vom Verprügeltwerden allmählich die Nase voll.

Also beschloss ich eines Tages, meiner Familie eine Pause zu gönnen und mein Gekauedraußen im Bücherlager abzuhalten. An einem Sonntagmorgen zog ich los. Der Laden oben war geschlossen, auf dem Scollay Square fuhren kaum Autos, die das Schnarchkonzert meiner betäubten Familie mit ihrem fernen Summen hätten untermalen können. Ich rutschte, mit der Nase voran, den Schacht von unserer Wohnecke hinab ins Flimmerlicht und stieß als Erstes auf das Große Buch, das aufgeklappt auf dem Estrich lag – oder das, was davon übrig war. Ich erkannte es sofort am Geruch. Beim Einatmen dieses hochkonzentrierten Dufts, ausgehend von Hunderten von dicht gebündelten Seiten, wurde mir leicht schwindlig. *Vom Genieblitz getroffen*. Ich richtete meinen Blick auf die Bücherreihe im untersten Regalfach, aus dem Mam den Band her-

ausgezerrt hatte. Dabei entdeckte ich, dass ich die Titel mühelos lesen konnte. Offensichtlich litt ich bereits in diesem jungen Alter an der unheilvollen Begabung in »lexikalischer Hypertrophie«, die so viel dazu beigetragen hat, den glatten Verlauf eines ansonsten so vollkommen normalen Lebens nachhaltig zu stören. Über diesen Regalfächern war ein von Hand beschriftetes Schild angebracht, darauf stand LITERATUR, und ein blauer Pfeil zeigte nach unten. Auf meinen Erkundungsgängen durch den Keller stieß ich in den folgenden Tagen und Wochen auf noch mehr Schilder, auf denen stand GESCHICHTE, RELIGION, PSYCHOLOGIE, NATURWISS., SONDERANGEBOTE und TOILETTE.

Diese Zeit betrachte ich als die prägende Phase meiner Bildungsbiografie, wenngleich das Verlangen, das mich aus meinem behaglichen Winkel hinaustrieb in die weite Welt, noch kein echter Wissensdurst war. Als Erstes nahm ich mir das nächstbeste Regal mit LITERATUR vor. Ich leckte, knabberte, probierte und ließ es mir schließlich schmecken, vielfach an den Rändern, doch wenn ich die Buchdeckel aufklappen konnte, dann voller Elan mitten durch den Buchblock wie ein Bohrer. Mein Leib- und Magengericht waren die Bände der Modernen Klassiker, die ich mir immer gönnte, wenn ich einen fand, vielleicht wegen ihres Logos – ein Fackelläufer. Ach, und was für Bücher habe ich damals in den ersten, rauschhaften Tagen entdeckt! Noch heute treibt mir das bloße Rezitieren der Titel Tränen in die Augen. Also los, sag sie schon auf, schön langsam und laut zum Dahinschmelzen! *Oliver Twist*.

Huckleberry Finn. Der große Gatsby. Tote Seelen. Middlemarch. Alice im Wunderland. Väter und Söhne. Die Früchte des Zorns. Der Weg allen Fleisches. Eine amerikanische Tragödie. Peter Pan. Rot und Schwarz. Lady Chatterley.

Meine Mahlzeiten verliefen anfangs roh, orgiastisch, ausschweifend, gefräßig – ein Happen Faulkner war für mich so viel wie ein Happen Flaubert –, trotzdem gingen mir doch recht bald feine Unterschiede auf. Zunächst merkte ich, dass jedes Buch einen eigenen Geschmack hatte – süß, bitter, sauer, bittersüß, ranzig, salzig, scharf. Außerdem merkte ich, dass jeder Geschmack – und mit der Zeit und bei zunehmender Verfeinerung meiner Sinneswahrnehmungen sogar der Geschmack jeder Seite, jedes Satzes und schließlich jedes einzelnen Wortes – eine Aura besaß, bildhafte Vorstellungen hervorrief von Dingen, die mir bei meinem sehr begrenzten Weltwissen gänzlich unbekannt waren: Wolkenkratzer, Hafenanlagen, Pferde, Kannibalen, Blütenbäume, ungemachte Betten, eine ertrunkene Frau, ein fliegender Junge, ein abgeschlagenes Haupt, Landarbeiter, die bei einem irren Heulton aufschauen, das Pfeifen einer Lokomotive, ein Fluss, ein Floß, Sonnenlicht in einem Birkenwald, eine zärtliche Hand auf einem nackten Schenkel, eine Urwaldhütte, ein Mönch im Sterben.

Anfangs habe ich einfach nur gegessen, selig genagt und gekaut, geleitet allein vom Geschmack. Doch schon bald begann ich hier und da etwas an den Rändern meiner »Bohrlöcher« zu lesen. Und im Laufe der Zeit las ich mehr und kaute weniger, bis ich zuletzt fast alle meine wachen Stunden mit Lesen verbrachte und nur

noch die unbedruckten Ränder verzehrte. Und wie habe ich da diese abscheulichen Löcher verwünscht! In einigen Fällen gab es keine Zweitexemplare, es würde Jahre dauern, die Lücken zu füllen. Stolz bin ich darauf wirklich nicht.

Heute, nach einem bewegten Leben voller Überraschungen, schaue ich zurück auf meine Kindheit und hoffe, dort etwas Bestätigung zu finden, Anzeichen dafür, dass ich zumindest zeitweilig dazu berufen war, etwas anderes zu sein als ein Dilettant und ein Spinner, dass ich gescheitert bin an unerbittlich widrigen Umständen und nicht an einem Fehler in meinem Charakter. Man soll sagen: »Pech gehabt, Firmin«, und nicht: »Das hätten wir dir vorher sagen können«. Ich reiße die Augen auf, lege mein Fernrohr an, aber leider zeigt es mir keinen Hauch göttlicher Inspiration, nicht einen Funken Genie, vielmehr enthüllt es eine banale Essstörung. Statt Teleskope holen Ärzte Stethoskope hervor, ihre Elektroenzephalogramme, ihre Kurvenbilder, und kommen alle zu der niederschmetternden Diagnose: ein trivialer Fall von Biblio-Bulimie. Und was das Schlimmste ist, *sie haben recht*. In Anbetracht dieser grundsätzlich richtigen Einschätzung, der demütigenden Augenfälligkeit ihrer niederschmetternden Beurteilung – *niederschmetternd* ist ein Ausdruck, den ich gern verwende – möchte ich mir selbst ins Gesicht schreien wie der gute alte Ezra Pound in seiner Rattenfalle zu Pisa: »Lass ab von deiner Eitelkeit, ich sag: Lass ab!« Pound war ein Großer.

Genug davon. Das kleine Geschöpf, das ich damals war, hatte noch keinen Schimmer von solchen Folter-

qualen. Noch hockte ich auf der untersten Sprosse der Lebensleiter, war ich ein Sonntagskind, munter und hübsch, was waren das für glückliche Tage in der Buchhandlung. Oder sollte ich lieber sagen: glückliche Nächte und Sonntage, weil ich mich ja doch nicht während der Öffnungszeiten, wenn Kundschaft im Laden war, hinauswagte in das Flimmern. In unserem dämmrigen Kellerversteck konnten wir das Stimmengewirr hören und das Wummern von Schritten auf der Kellerdecke. Wir hörten sie und zitterten. Ab und zu verschwanden die Schritte von der Decke und kamen die Holzterrasse herunter. Gewöhnlich folgte auf einen solchen Abstieg ein Moment der Stille, aber manchmal auch ein Ächzen und Stöhnen, wenn nicht gar ein unerklärlicher Donnerschlag, der uns furchtbar erschreckte. Anschließend das Geräusch von einem Wasserschwall, und dann wieder Schritte auf der Treppe. Nach oben hörten sich die Schritte nie so laut an wie die Schritte nach unten.

KAPITEL 3

EINES NACHTS STÖBERTE ICH in der Abteilung SONDERANGEBOTE und entdeckte einen größeren Schacht mit einem dicken schwarzen Rohr. Es schlängelte sich am Boden entlang und verschwand auf der gegenüberliegenden Seite unter dem Schild TOILETTE. Dort standen keine Regale an der Wand, stattdessen gab es eine Tür, die aber immer geschlossen war. Ich steckte meine Nase in den Schacht und schnüffelte. Es roch nach Ratte. Das Rohr lief auf die Wand zu, knickte ab und stieg dann senkrecht nach oben. Obwohl es einen großen Durchmesser hatte, füllte es doch nicht ganz den Schacht aus, den man dafür vorgesehen hatte, sein Mauerwerk war rau und zackig. Damals war ich ungemein neugierig, und der Geruch war voller Verheißung, wenngleich er nicht ganz den mir vertrauten Rattendüften entsprach. Er wirkte irgendwie trauriger.

Ich presste meinen Rücken gegen das Rohr, stemmte die Zehen gegen die unregelmäßigen Mauervorsprünge und kletterte nach oben. Das war ein ziemlich simpler Aufstieg. Oben, auf Höhe der Fußleisten im Parterre,

gabelte sich der Tunnel. Ein Weg führte entlang dem Steigrohr hinauf, andere bogen nach rechts und links ab und verliefen unter Putz. In jener Nacht wandte ich mich nach links. Nach rechts in der folgenden. Binnen einer Woche hatte ich das gesamte Leitungssystem in meinem Kopfkartografiert. Das Gebäude war von Tunneln und Schächten wie von Adern durchzogen, eine Wabenstruktur, ein verschlungenes Labyrinth. Wenn ich mehr Zeit hätte – es bleibt mir nicht viel –, würde ich jetzt mit einer endlosen Beschreibung des kompletten Tunnelsystems loslegen, das offenkundig lange vor meiner Zeit erbaut wurde, dank der gemeinschaftlich erbrachten Leistung von Tausenden von Ratten, ganze Generationen hatten ihre Nagezähne bis aufs Zahnfleisch abgeschürft, nur damit ich, Firmin, eines Tages unerkannt im ganzen Gebäude herumgeistern konnte. Ich könnte Sie zutexten mit Ausdrücken wie Schacht, Flöz, Richtstrecke, Querschlag, Kopf-, Grund- und Wetterstrecke, würde mich über den Unterschied zwischen der Streb und einem Stempel auslassen, und wenn dann immer noch ein Auge offen wäre, käme ich auf Abteufkübel, Wetterlutte, Abraum, Mauerfuß und Gezähe zu sprechen. Sollten Sie an derartigen Vorträgen Spaß haben, greifen Sie doch zu einem Fachbuch über das Bergbauwesen!

Zu Anfang rechnete ich damit, hinter jeder Ecke auf andere Ratten zu stoßen, die Erbauer dieser unterirdischen Stadt. Ist mir aber nie passiert. Nach und nach nannte ich sie in Gedanken »Vorfahren«. Essbares habe ich auch nirgendwo entdecken können. Vielleicht war das ja der Grund, weshalb keine Ratten mehr da waren.

Bevor der Laden eine Buchhandlung wurde, war er womöglich ein Lebensmittelgeschäft gewesen oder eine Bäckerei. Jetzt war nur noch Papier im Angebot. Doch meine geduldige, allnächtliche Erforschung dessen, was mir wie eine kilometerlange Röhrenanlage vorkam, trug mir Belohnungen ein, die mir wesentlich lieber waren als Lebensmittel. Sie müssen bedenken, in den im Mauerwerk verlaufenden Schächten war es stockfinster. Ich habe eine hervorragende Nachtsicht, dort drinnen jedoch musste ich riechend und tastend meinen Weg finden. Das war eine langwierige und langweilige Angelegenheit, und es dauerte etliche Tage, bis ich auf einen Schacht stieß, durch den ich direkt hinauf in die Decke des Verkaufsraums der Buchhandlung gelangte. Wie die meisten Häuser in diesem Teil der Stadt war unser Gebäude schon sehr alt, ohne Dämmschicht zwischen den Stockwerken, folglich war der Abstand zwischen zwei Balken ein länglicher flacher Hohlraum, voller Staub und stickig heiß. Meine verbissenen fleißigen Vorfahren hatten saubere kreisrunde Löcher in die Tragbalken genagt, so dass ich durch diese Löcher von Hohlraum zu Hohlraum gelangte. Ich arbeitete mich in Richtung Straße vor, untersuchte jeden Hohlraum gründlich mit Füßen und Nase und rückte dann weiter vor in den nächsten. Dabei stieß ich auf etwas so Unerwartetes, dass ich mich hinsetzen musste. Über eine Woche lang hatte ich nun Nacht für Nacht damit zugebracht, im Stockdunklen herumzutasten, und hier drangen plötzlich Lichtstrahlen aus dem Laden zu mir herauf. Vor langer Zeit hatte jemand – keine Ratte – ein großes rundes Loch in die Ladendecke gesägt für

eine Lampenhalterung. Die Lampe war dann eine Idee verschoben angebracht worden, so dass ein schmaler Halbmond Licht spendete. Vorsichtig spähte ich durch diese Ritze und nahm die Buchhandlung in Augenschein.

Direkt unter mir standen ein großer überladener Schreibtisch und ein Lehnstuhl mit einem roten Kissen. Das waren der Tisch und der Stuhl, an dem Norman saß oder sitzen würde. Norman kannte ich da ja noch nicht – er sollte noch geraume Zeit schlicht der »Eigner des Schreibtisches« für mich sein –, das Durcheinander auf der Tischplatte, der Stahlstift, auf den bis oben hin eine Unmenge vergilbter Kassenzettel aufgespießt war, die speckigen Armlehnen und nicht zuletzt das rote Kissen mit dem deutlichen Gesäßabdruck in der Mitte strahlten für mich eine Aura von Seriosität und Würde aus, die ich in Anbetracht meiner Herkunft absolut unwiderstehlich fand.

Dieser Spalt in der Decke in Form eines C wurde einer meiner Lieblingsplätze. Er diente mir als Fenster zur Menschenwelt, mein erstes Fenster. Es glich einem Buch – man konnte dadurch in Welten schauen, die nicht die eigene waren. Bei mir hieß dieser Beobachtungsposten »der Ballon«, weil ich beim Hinuntergucken genau das Gefühl hatte, als schwebte ich hoch oben in einem Ballon über dem Raum. Wenige Tage später entdeckte ich eine zweite lohnende Stelle ganz am anderen Ende der Decke, zur Gasse hin. Ein gezacktes Loch im Putz war dort entstanden, wo eine provisorische Trennwand in der Decke verankert war. Durch dieses Loch konnte ich mich abseilen und lan-

dete dann auf einer der hohen Glasvitrinen, in denen Norman die kostbaren Bücher aufbewahrte. Von dort bot sich mir ein sensationeller Blick über den Hauptraum der Buchhandlung, vom Eingang bis zu Normans Tisch und Stuhl. Dieser Stelle gab ich den Namen »der Balkon«. Erst später wurde mir bewusst, dass dieser Raum, der mir damals schier grenzenlos erschien, nur ein kleiner Teil des gesamten Unternehmens war. Norman verfügte über viel Platz. Irgendwann, lange vor meiner Zeit, hatte er die beiden Geschäfte neben seinem Buchladen dazugemietet und Durchbrüche schlagen lassen. Wenn man diese schmalen Öffnungen passierte, so schmal, dass die Leute einzeln hindurchgehen oder sich aneinander vorbeiquetschen mussten und sich dabei bäuchlings streiften, betrat man einen Raum nach dem andern, alle bis oben hin voller Bücher. All diese Räume mit ihren engen Verbindungsgängen hätte auch eine riesige Ratte bauen können, und dieser Gedanke der Artverwandtschaft begeisterte mich damals, lange bevor Norman mich enttäuschte.

Teilweise waren die Bücher nach Sachgebieten geordnet, teilweise standen oder lagen sie überall herum. Ich brauchte eine Weile, um zu begreifen, dass diese hanebüchene Unordnung zu dem gehörte, was die Menschen an Pembroke Books so liebten. Sie kamen ja nicht einfach herein, um ein Buch zu kaufen, um Geld dafür hinzulegen und gleich wieder abzuhaufen. Sie nahmen sich Zeit. Sie nannten das Stöbern, doch es erinnerte eher an Ausgrabungen oder den Bergbau. Mich wunderte, dass sie keine Schaufeln mitbrachten. Mit bloßen Händen wühlten sie nach Schätzen, ver-

sanken manchmal bis zu den Achselhöhlen. Fanden sie in einem Haufen Ramsch eine literarische Kostbarkeit, waren sie erheblich glücklicher, als hätten sie nur kurz hereingeschaut und sie in zwei Minuten gekauft. So betrachtet, war der Einkauf bei Pembroke so etwas wie Lesen: Man wusste nie, was einen auf der nächsten Seite erwartete – im nächsten Regalfach, im nächsten Stapel, in der nächsten Kiste. Und genau das gehörte zum Spaß an der Sache. Und mit den Tunneln war es das Gleiche – man war ja nie sicher, was einen hinter der nächsten Biegung erwartete oder am Boden des nächsten Schachtes.

Doch selbst während jener ersten rauschhaften Wochen des Erkundens vernachlässigte ich meine Weiterbildung nicht. Nie betrat ich meine Tunnel, ohne vorher ein paar Stunden in meinen Büchern gelesen zu haben. Ich machte gewaltige Fortschritte. Sehr bald war ich so weit, dass ich selbst angeblich schwierige Romane, überwiegend russische oder französische, verstehen konnte, und kam gut zurecht mit Einführungen in die Philosophie und Betriebswirtschaft. Heute weiß ich aus nachfolgenden Recherchen, dass solche Leistungen, medizinisch gesehen, nur dank einer beständigen Vergrößerung meiner Stirn- und Schläfenlappen möglich waren, begleitet, wie ich vermute, von einem mächtigen Anwachsen des Gyrus angularis. Beim Rückschluss von der Wirkung auf die Ursache gehe ich davon aus, dass mein Schädeldach unter seiner schwachköpfigen Krümmung eine exzeptionelle laterale Verlängerung des Wernicke-Zentrums aufweist, ein Befund, der normalerweise auf überdurchschnitt-

liche Sprachbegabung hindeutet, aber auch, das muss ich zugeben, auf einige seltene Formen von Idiotie. Ich führe dieses ungewöhnliche Wachstum auf ein stimulierendes Milieu zurück, doch zweifellos spielte auch die Ernährung eine große Rolle. Allerdings gab es eine unerwünschte Nebenwirkung: Mein Kopf wurde so schwer, dass ich ihn nur mit Mühe hochhalten konnte. Denn meine Kopfflastigkeit wurde nicht etwa durch körperliche Robustheit ausgeglichen. Ich blieb ein Wicht, ein Winzling, ein Knirps.

In der Psychiatrie gilt es als gesichert, dass vorzeitige intellektuelle Reifung bei gleichzeitiger körperlicher Schwäche die Ursache für zahlreiche fatale Charaktereigenschaften sein kann: Habgier, Größenwahn, obsessives Onanieren, um nur wenige Beispiele zu nennen. Und weil gewisse Experten aufgrund flüchtiger Handbuchlektüre zu einer so vorurteilsbeladenen »Kenntnis« der wahren Natur meiner Persönlichkeit gelangen könnten, habe ich sie mein Leben lang gemieden – die Psychiater meine ich. Diese Aversion ist leicht nachzuvollziehen, wenn man bedenkt, dass neben anderen ungünstigen Eigenschaften, die durch meine körperliche Entwicklung bedingt sind, *eine* unweigerlich hervorsticht, nämlich mein fast schon pathologischer Drang, mich zu verstecken oder, wenn das nicht möglich ist, eine Maske aufzusetzen.

Kopfflastig und schwachgliedrig, gewöhnte ich mir eine schwerfällige Gangart an, und während ich mir in späteren Jahren einbildete, sie verleihe mir eine Aura von Seriosität und Würde, ließ sie mich anfangs nur noch verrückter aussehen. Ich konnte nichts dagegen

machen, beim Gehen oder Traben schwang mein überdimensionaler Kopf hin und her, was an einen Ochsen denken ließ. Meine Frontlastigkeit hatte außerdem zur Folge, dass ich oft auf die Nase fiel, was die anderen natürlich unendlich lustig fanden.

Dieser Gang wirkte bei meiner Statur an sich schon grotesk, war aber besonders nachteilig in einem Lebensalter, in dem es auf Beweglichkeit ankam. Bei meinen Geschwistern deutete nichts darauf hin, dass ihre Gehirne sich vergrößerten, ihre Kauwerkzeuge hingegen hatten sich prächtig entwickelt, was ich nach zahlreichen schmerzhaften Bissen bezeugen konnte. Ich kaute Papier, sie bissen mich. Ein böses Dilemma. Alle waren wir reif für feste Nahrung. Wir waren sogar alle reif genug, mit dem Familienleben Schluss zu machen, was Mam selbst in ihrem benebelten Zustand wahrnahm. Unsere blitzenden Nagezähne müssen ihr vorgekommen sein wie Lichter am Ende des langen Tunnels der Mutterpflichten. Angezogen von diesem Licht, ging sie die Aufgabe an, uns zu einem eigenständigen Leben zu erziehen, also ohne sie klarzukommen, so dass sie sich davonmachen und wieder ihr Swinger-Leben führen konnte.

Unsere Lektion war einfach und handfest. Zu zweit zockelten wir hinter Mam her auf ihren Trips nach oben, wo wir uns durch Beobachtung ihr Verhalten abgucken sollten. Fortan würde es kein bequemes Saugen und Schlucken mehr geben, wir hatten eine vollkommen neue Lebensweise anzunehmen. Die Anthropologen halten das Jagen und Sammeln für die urchtümlichste Stufe der Zivilisation, bei uns ging es aber

noch primitiver zu. Nennen wir es Scharren und Schaben. Gearbeitet wurde fast ausschließlich nachts. Die Grundübungen waren Kauern, Lauern, Schleichen. Die lebenserhaltenden Maßnahmen waren Kriechen, Huschen, Abzischen. Als ich an die Reihe kam, wurde ich mit Luweena zusammengespannt. Das gefiel mir, weil sie sich nicht groß für mich interessierte, mir nie Bisse oder Hiebe verpasste, zum Glück, denn sie war groß und athletisch gebaut und hatte einmal bei einem Handgemenge unserem Bruder Shunt fast das Ohr abgebissen. Ich hatte immer und mit gehörigem Respekt ihre Statur vor Augen, doch in jener Nacht, da wir aufbrachen, bemerkte ich zum ersten Mal, wie schön pelzig sie hintenrum war. Nicht nur ihre Zähne waren gewachsen. Meine Erkundungen hatten mich so sehr beansprucht, dass mir diese jüngste Entwicklung völlig entgangen war. Nun wurde mir plötzlich beim Anblick ihrer pelzgeschmückten, vor meinen Augen hüpfenden Hinterbacken ganz anders, und ich bekam sofort eine rasende Wut auf sie.

Mit Mam vorneweg krabbelten wir unter der Kellertür durch in die Welt hinaus. Ich hatte gedacht, ich sei besser als alle anderen darauf vorbereitet, was uns draußen erwartete. Immerhin hatte ich viele Stunden damit zugebracht, auf meinem Balkon zu sitzen und von dort aus durch den Laden zum Schaufenster hinüberzublicken. Durch dieses Fenster hatte ich doch schon einiges von der Welt gesehen – Passanten und Autos und ein Stück Haus auf der anderen Straßenseite. Einmal sah ich einen berittenen Polizisten, und einmal regnete es. Aber als ich dann hinter Luweena und

Mam auf die nächtliche Straße hinaustrat, wurde mir schlagartig klar, dass mein rechtwinklig eingerahmter Ausschnitt kaum Ähnlichkeit hatte mit dem großen Ganzen. Ich fühlte mich wie ein Erdling beim Betreten des Jupiters, denn wir betraten eine unwirtliche schwarze Wüste. Die Straßenlaterne hing über uns wie eine Sonne an einem schwarzen Himmel. Von irgendwoher, vielleicht von der Straßenbeleuchtung, kam ein feines hohes Pfeifen, das in den Ohren wehtat und einen auf Dauer wahnsinnig machte. Zu beiden Seiten ragten baufällige vierstöckige Häuser wie die Wände einer gewaltigen Schlucht empor. Schon in diesem frühen Stadium meiner höheren Bildung hatte ich genug gelesen, um so etwas wie »mächtige Schlucht der Einsamkeit« denken zu können. Ich dachte es und erschauerte. Hin und wieder fuhr ein Auto vorbei mit blendenden Lichtern, und der Wüstenboden bebte. Es war sehr kalt, und durch unser Fell strich so etwas wie ein eisiger Kamm. Das war der Wind. Luweena in ihrer Beschränktheit hätte eigentlich stärker überwältigt sein müssen, als ich es war. Ich hätte erwartet, sie würde erstaunt verstummen oder erstarren oder irgendwie platt sein, doch zu meiner grenzenlosen Enttäuschung schnüffelte sie nur kurz und trippelte gleich wieder hinter Mam her, als hielte sie das Betreten des Jupiters für die normalste Sache der Welt. Was mich angeht, ich steckte noch im Kokon meiner kindlichen Unwissenheit, wenngleich ein vager Zweifel an den Rändern meines Bewusstseins nagte.

Wir marschierten hintereinander her, schnell und immer schön dicht an den Hauswänden entlang, die

Cornhill hinauf und dann eine schmale Gasse wieder runter. Ich bildete die Nachhut. Die Gasse lag im Dunkeln, und es roch so wie unter dem Schild TOILETTE, aber noch intensiver. Irgendetwas Essbares schien es zu geben, denn ich hörte Mam und Luweena im Dunkeln etwas mampfen. Sie gaben mir nichts ab, und als ich an die Stelle kam, fand ich nur noch ein Stück Salatblatt. Es schmeckte wie *Jane Eyre*. Die Gasse brachte uns zur Hanover Street, direkt gegenüber dem grell erleuchteten Casino Theater. Auf einer Markise standen in gelber Leuchtschrift die Worte GIRLS, GIRLS, GIRLS und BOSTONS BESTE. Unter der Markise waren zu beiden Seiten eines Kartenschalters Schwarzweißfotos ausgestellt, auf denen etwas zu sehen war, was ich inzwischen als attraktive Frauen einzuordnen gelernt habe. Sie trugen nichts außer hochhackigen Schuhen und Diademen im Haar. Zwei breite schwarze Balken verdeckten ihre Brüste und den Unterleib. Die eine Frau hatte helles Haar, die andere dunkles. Beide hatten ein Bein angehoben. Die Kamera hatte sie beim Tanzen eingefangen, mitten in einem Schritt waren sie erstarrt: Das Klicken des Verschlusses hatte sie von der Zeit abgeschnitten wie eine Guillotine. Mam und Luweena hatten sie keines Blickes gewürdigt, vielmehr waren sie schnurstracks auf die Theatertür mit dem Zeichen EXIT zugelaufen und stopften sich nun eifrig die Backen mit Popcorn voll, das irgendwer fallen gelassen hatte. Luweena war unverkennbar begabt fürs Scharren und Schaben. Ich versuchte nicht einmal mitzuhaltten. Ich stand nur da und bewunderte die Bilder im Aushang, ein Bein angehoben. Obwohl ich viel

gelesen und sogar *Lady Chatterley* verschlungen hatte, besaß ich von dieser Seite der Welt nur die Vorstellung eines blutlosen Intellektuellen. In solchen Dingen hatte ich noch keinerlei *Erfahrung*. Wenn ich heute auf mein Leben zurückblicke, weiß ich, dass dieser Augenblick, als ich innehielt und diese fast nackten Gestalten anstarrte, diese Engelswesen, ein, wie sich Biografen gern ausdrücken, Wendepunkt war. Am 26. November 1960 vor dem Casino Theater in einer Nebenstraße des Scollay Square in Boston bekam mein Lebenslauf eine neue Wendung. Aber das wusste ich damals natürlich nicht. Ich wusste ja noch nicht einmal, dass ich in Boston war.

Als Luweena und Mam das ganze Popcorn abgeräumt hatten, liefen wir, in den Rinnstein geduckt, die Hanover Street hinunter in Richtung des ausgestorbenen Square. Der Square wurde auch »Pfuhl« genannt, und tatsächlich spiegelte sich die Straßenbeleuchtung auf dem feuchten Asphalt. Eine Frau ging an uns vorbei, dicht hinter ihr ein Mann, und beide bemerkten uns nicht. Sie hatten es eilig, bogen ab und verschwanden in einem Eingang unter dem Schild ZIMMER. Nie werde ich das Klickklack der hohen Absätze auf dem Bürgersteig vergessen. Wir verkrochen uns in einem Abflussrohr, bis sie hineingegangen waren und die Tür hinter ihnen ins Schloss fiel. Dann rannten wir mit Mam vorneweg quer über den weiten Platz, so schnell wir konnten, oder besser: wie Mam konnte. Damals waren Luweena und ich noch leichtfüßig. Als wir glücklich den Bürgersteig auf der anderen Seite des Platzes erreicht hatten, machte Mam gleich eine

Bierlache aus und lehnte es ebenso stur wie Luweena ab, weiterzuziehen, ehe sie nicht alles bis zum letzten Tropfen aufgeleckt hatten. Meine Sorge war inzwischen längst von den Rändern meines Bewusstseins in dessen Mitte vorgedrungen, und ich schlotterte vor Angst. Ich dachte: Zum Teufel mit dem Genuss! Ich wollte nur noch nach Hause in die behagliche Sicherheit der Buchhandlung. Aber ohne Mam? Dieser Gedanke jagte mir einen Schreck ein. Besonders furchterregend fand ich die Lastwagen, die von Zeit zu Zeit an uns vorbeidonnerten und mit ihren Scheinwerfern riesige Schatten auf die Mauern warfen, obwohl Mam nicht einmal aufschaute und Luweena nach einer Weile auch nicht mehr. Endlich gingen wir weiter, vorbei an dem unbeleuchteten Gebäude des Old Howard mit seinen gotischen Fenstern, das einst ein berühmtes Theater gewesen, aber nun längst geschlossen war. Dort lebte eine Menge Rattenpack. In dieser Gegend, sagte Mam, könne man sehr leicht ums Leben kommen. Nach etlichen Zwischenstopps mit Lecken und Schlecken an Gehweglachen stießen wir endlich auf feste Nahrung – Hotdogs, Pickles, Brötchen, Ketchup, Senf – in den großen blauen Abfalltonnen auf der Rückseite von Joe and Nemo's. Es tummelten sich da auch andere Ratten, aber wir hielten uns von ihnen fern. Wir sind keine gesellige Spezies. Dann kamen wir bei der Red Hat Bar heraus, bei neuen Pfützen. Die meisten aus Urin, doch es war auch genug Alkoholisches dabei, um Mam zu verlocken und Luweena natürlich auch. Schlechte Gene, vermutlich. Die beiden benahmen sich auf dem Heimweg immer leichtsinniger, spazierten manchmal

sogar laut singend mitten auf dem Bürgersteig der Cambridge Street. Ganz anders ich. Ich drückte mich an den Hauswänden entlang oder nahm den Rinnstein und tat so, als würde ich sie nicht kennen. In Wahrheit hielt ich Abstand, weil ich hoffte, falls irgendein Unheil auf ihr Haupt niedergehen sollte, würde es mich nicht treffen.

Ich bemühe mich, Ihnen die wahre Geschichte meines Lebens zu erzählen, weiß Gott kein leichtes Unterfangen. Ich hatte einen Haufen Bücher aus der Abteilung LITERATUR gelesen, bevor ich halbwegs kapierte, was dieses Schild bedeutete und warum bestimmte Bücher in diese Kategorie gehörten. Ich war davon ausgegangen, die Geschichte der Welt zu lesen. Noch heute muss ich mich ständig, manchmal durch leichte Schläge auf den Hinterkopf, daran erinnern, dass Eisenhower real ist, Oliver Twist aber nicht. *Weltverlorenheit: Epistemologie und Angst*. Im Rückblick auf meinen Bericht über den ersten Ausflug mit Mam und Luweena in die Wildnis außerhalb unseres Kellers stelle ich fest, dass ich eine Kleinigkeit ausgelassen habe. Es handelt sich in meinen Augen um eine Kleinigkeit, aber auch um ein Geschehnis, das Sie mir, sollte es später doch noch bekannt werden, mit viel Schwung an den Kopf werfen würden. Ich sehe Sie förmlich vor mir, wie Sie auf Ihrem Drehstuhl rotieren und vor Begeisterung kreischen. Und nebenbei bemerkt: Es war im strengen Sinne kein Geschehnis, sondern eher ein Widerfahrnis oder besser der Versuch einer Versuchung, die von Luweenas pelzigem Hinterteil ausging.

Während ich auf dem Hinweg auf der Gasse hinter

ihr herlief, hüpfen ihre Hüften vor meiner Nase auf und ab. Auf und ab. Und das Lächerliche war, dass sie beharrlich ihren Schwanz in einem aufreizenden Winkel aufgerichtet hielt, den man nur als unverschämt beschreiben kann. Unverschämt und provozierend. Als wir im Gänsemarsch die Gasse hinuntertrippelten, füllte ihr Hintern mein ganzes Blickfeld aus, nahm mein ganzes Denken ein, so dass mir nichts mehr in den Sinn kam, nicht einmal mehr Essen oder mögliche Gefahren. Und dann dieser betörende Duft. Ich glaube, die unwiderstehliche Macht dieses Dufts kann ich Ihnen nicht vermitteln. Um ein Haar wäre ich wie ein Irrer über sie hergefallen. Mir war, als würde mich mein Unterleib nach vorne katapultieren. Ich sah mich selbst von hinten auf sie draufspringen und meine Nagezähne in ihre Nackenhaare schlagen, während sie ihren langen muskulösen Rücken durchbiegt, ihren Prachtarsch in die Luft streckt und mit einem seligen Seufzer sich mir hingibt. Es war haarsträubend, dauerte aber zum Glück nur kurz. Wir hatten das Ende der Gasse erreicht und bewegten uns auf die Lichter der Hanover Street zu. Ein Lastwagen polterte vorüber, und schon löste sich meine leidenschaftliche Anwandlung, so heiß sie auch gewesen sein mochte, in Rauch auf. Passiert war gar nichts, und es sollte auch gar nichts mehr passieren, weil wir nur noch wenige Meter und wenige Minuten von jenem Wendepunkt entfernt waren, da ich mit einem angehobenen Bein auf dem Gehweg stand und zu den Engeln aufschaute. Ich will ganz ehrlich sein: Dieser Trieb, meine eigene Schwester auf offener Straße zu bespringen, war das letzte Auflodern eines normalen

Geschlechtstrieb, das ich erlebt habe. Als ich mich in jener Nacht auf den Weg machte, war ich trotz meiner Intelligenz ein ziemlich durchschnittliches männliches Wesen. Bereits auf dem Rückweg war ich drauf und dran, ein Perverser zu werden, ein Freak.

KAPITEL 4

DRAUSSEN IN DER WELT AUSSERHALB meines geliebten Buchladens hieß es Mann gegen Mann und den Letzten fressen die Hunde. Da war alles wild entschlossen, uns auszurotten, jederzeit. Unsere Chance, das erste Jahr zu überleben, ging gegen null. Statistisch gesehen, waren wir längst tot. Das wusste ich damals noch nicht, hatte aber doch intuitiv ein ungutes Gefühl, wie Menschen an Bord eines sinkenden Schiffs. Wenn literarische Bildung einen Nutzen hat, dann den, die Ahnung drohenden Unheils zu vermitteln. Nichts schmälert den Lebensmut so effektiv wie eine lebhaftere Fantasie. Las ich das *Tagebuch* der Anne Frank, so verwandelte ich mich in Anne Frank. Die anderen, die konnten einen Schrecken nach dem anderen kriegen, mochten sich in Winkeln verkriechen, vor Angst in Schweiß ausbrechen – sobald die Gefahr vorüber war, ging alles so weiter wie zuvor, als sei nichts geschehen. Sie lebten fröhlich vor sich hin, bis sie erschlagen oder vergiftet wurden oder ein stählerner Fallenbügel ihnen das Genick brach. Ich hingegen habe sie alle überlebt und bin zum Ausgleich tausend Tode gestorben. Ich